



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ein sonderbare Geschichte

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

zuerst an die Juden gerichteten beiden Aufforderungen legen sollen: „Etwas bescheidner und etwas toleranter!“

20. Dezember. Graf Stolberg übergab mir mit sehr freundlichen Worten meine Bestallung als Geheimer Oberregierungsrat.

(Fortsetzung folgt)



## Eine sonderbare Geschichte

(In einem alten Schreibtiſche, den einer unſrer Freunde auf einer Verſteigerung erſtanden hat, fand ſich zwiſchen einem verquollenen Kaſten und der Seitenwand ein ſtark zerſchnittenes Feſt eingequetscht, das wir hiermit veröffentlichen.)



Es ſaß ſich immer recht nett an unſerm Tiſche bei Stechen Freitags zwiſchen ſechs und acht. Aber ſeit kurzem iſt durch den Dr. Schreyer ein Mißklang in das Konzert unſers Gedankenauſtauſches gekommen. Der junge Mann, der in der Untertertia B ſeines Gymnaſiums den Lehrauftrag des Franzöſiſchen hatte, iſt in die Provinz verſetzt worden, und ſo mußte die auf dem Gebiete des Lateiniſchen und des Griechiſchen bewährte Lehrkraft des Dr. Schreyer in die franzöſiſche Breſche ſpringen. Das hat ſeine Laune nicht verbessert. Im Gegenteil! Aber heute, wo er verzweifelt der Korrektur eines franzöſiſchen Extemporales entlaufen war, erſchien er ganz beſonders geladen.

Ein trauriges Fach, dieſes Franzöſiſche! ſo legte er loß. Die reine Tierquälerei! Lieber Steine kloppen!

Na, hören Sie mal, Latein und Griechiſch ſind doch auch kein Kinderspiel!

Gewiß nicht, und gerade weil die klaſſiſchen Sprachen ſchwierig ſind, deſwegen laſſen wir unſre Jugend geiſtige Gymnaſtik an ihnen treiben. Jeder Durchſchnittſchüler lernt dieſe Schwierigkeiten überwinden, und wer ſich nicht abgewöhnen will, iubere mit ut zu ſetzen oder *ὁ Πελοπόννησος* zu ſchreiben, nun, der mag meinetwegen für einen praktiſchen Beruf noch ganz brauchbar ſein, aber außs Gymnaſium gehört er nicht, für höhere Geiſtesbildung iſt er nicht geſchaffen. Beim Franzöſiſchen dagegen muß ſich ja in einem fort der geſunde Menſchenverſtand aufbäumen; es will unſern braven deutſchen Gymnaſiaſten durchaus nicht in den Kopf, daß eine Sprache anders geſprochen als geſchrieben wird. In femme ſpricht man das eine e wie a, das andre gar nicht; in aimer ſtehen die zwei Buchſtaben ai für den einfachen Laut ä, das r iſt ſtumm! Und nun nehmen Sie Wörter wie doigt, poids, da iſt ja kaum ein einziger Buchſtabe vernünftig; g, t, d, s völlig überflüſſig; oi ſchreibt man, oa ſpricht man!

Ich ließ mich durch ſeinen Zorn nicht einſchüchtern.

Zunächſt möchte ich Ihnen bemerken, daß man wohl richtiger ſagt: Das Franzöſiſche wird anders geſchrieben als geſprochen, d. h. die Schrift gibt das geſprochne Wort nur mangelhaft wieder. Das iſt aber leider bei den meiſten Sprachen der Fall. Von Latein und Griechiſch kann man eigentlich hier nicht gut reden, da uns keine phonographiſchen Rollen aus dem Altertum erhalten ſind, nach denen die Herren Philologen ihre Ausſprache regeln könnten. So ſpricht denn jeder das Lateiniſche und das Griechiſche, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt, gewöhnlich recht ſehr mit den Eigentümlichkeiten ſeiner Landſchaft. So ſprechen Sie wehklagend Eheu! nach deutſcher Art; einen Diphthongen, der in der Schrift mit dem hellen e beginnt und mit dem dunkeln u endigt, laſſen Sie mit einem dunkeln Laut, der zwiſchen a und o liegt, beginnen und mit einem hellen e oder i endigen. Wenn Sie

griechisch εἷς sprechen, oder deutsch eins, da höre ich kein e, sondern ein a als ersten Bestandteil des Doppellautes. In foedus und Caesar schreibt man oe und ae und spricht je einen Vokal. Und wenn Graf Hoensbroech in Soest sich von Goethe in poetische Stimmung versetzen läßt, so erfieht man daraus, daß auch die deutsche Orthographie recht inkonsequent ist. Gewiß schreiben die Franzosen viele überflüssige Buchstaben, aber wir Deutschen doch auch. Nehmen Sie das Wort viehisch! Darin sind eigentlich nur die beiden i daseinsberechtigt. Fangen wir hinten an! Um einen einfachen Bisslaut zu schreiben, verbrauchen wir drei, sage drei Buchstaben: s, c, h; der Franzose wenigstens bloß zwei: c, h. Wozu das e und das h in der Mitte von viehisch? Gesprochen werden doch beide nicht. Warum am Anfange statt f das unglückliche v, das wir Deutschen bald wie f, bald wie w sprechen? Es gibt noch viel tollere Beispiele. Sie begrüßten uns vorhin mit einer Formel, die ein deutschlernender Hurone für die zweite Person Pluralis des Imperfects von nehmen gehalten hätte: nahm, und das schreiben Sie Guten Abend!

Lassen Sie doch Ihre schlechten Witze beiseite! Unfre deutsche Orthographie ist im Vergleich zur französischen vernünftig, zumal jetzt, wo man bei der Neuregelung so manche unnütze Zutat beseitigt hat.

Ich freue mich auch, daß wir endlich eine einheitliche Orthographie bekommen haben, und daß unfre Schüler das in der Schule gelernte nun auch als Beamte anwenden dürfen, und wegen der sehr wünschenswerten Einheit kann ich es nur beklagen, wenn eine Reihe recht verbreiteter Blätter die neue Rechtschreibung nicht annehmen will. Aber wenn ich selbstverständlich die vorgeschriebne Orthographie anwende, so ärgere ich mich doch, daß sie nicht gründlicher aufgeräumt hat. Wozu unterscheiden wir immer noch zwischen daß und das?

Das hat doch seinen guten Grund; das eine ist eben Konjunktion, das andre Artikel oder Pronomen.

Ja, dann müßten wir streng genommen mindestens drei verschiedne Schreibungen haben; eine für das Pronomen, eine für die Konjunktion und eine dritte für den Artikel. Sind es denn aber wirklich drei verschiedne Wörter? Ist es nicht vielmehr der Aussprache und der Herkunft nach ein und dasselbe Wort, das drei verschiedne Dienste leistet? Wir lachen über Maitre Jacques in Molières Geizhals, der bei den Anordnungen seines Herrn geschwind die Kleidung wechselt, je nachdem vom Küchen- oder vom Stallbereich die Rede ist. Aber mit unserm das und daß sind wir nicht weniger komisch. Warum wollen wir den feinen Übergang plump unterbrechen, den wir zwischen den beiden Sätzen haben:

Ich sage Ihnen bloß das: so darfs nicht weitergehen,  
und:

Ich sage Ihnen bloß, daß es so nicht weitergehen darf?

Es ist doch nur lästig, wenn man beim raschen Niederschreiben seinen Gedankengang durch die tiefsinnige Überlegung unterbrechen muß: Halt! Hast du es hier mit dem Artikel, mit dem Pronomen oder mit der Konjunktion zu tun?

Daran gewöhnt man sich. Andererseits dient der Unterschied zwischen das und daß doch sehr dazu, das Geschriebne verständlicher zu machen.

Das sehe ich nicht ein. Wenn wir uns mündlich ohne diesen Unterschied genügend verständlich machen können, warum soll es schriftlich nicht auch möglich sein? Unfre neue Rechtschreibung hält es auch nicht mehr für nötig, zwischen Töpfer-ton und Flötenton zu unterscheiden, obwohl man es hier mit zwei ursprünglich verschiednen Wörtern zu tun hat, die jetzt in eins zusammengefloßen sind. Ein Kurhaus gewinnt gewöhnlich dann für uns Bedeutung, wenn wir uns einer Kur unterziehen. Wem es mit der eignen Kur nicht Ernst ist, der kann auch da bei den Réunions andern die Cour machen. Wenn man aber in den Jugenderinnerungen eines alten Mannes liest, wie ein berühmter Geisterbeschwörer zu unheimlicher Mitternachtsstunde einige Personen aus dem sächsischen Kurhause erscheinen läßt, oder daß ein deutscher Fürst eine Prinzess aus dem hessischen Kurhause heimgeführt

habe, so weiß doch jeder woher, ohne daß die Orthographie es für nötig erachtet, ihn mit der Nase draufzudrücken.

Das sind so ein paar Fälle, wo unsre Rechtschreibung reinen Tisch gemacht hat. Aber welche Fülle von Spitzfindigkeiten und Scherereien — chinoseries nennens die Franzosen — hat sie dafür am Leben gelassen! Es erfüllte mich mit einer gewissen Rührung, als ich neulich in dem Beileidsbriefe Kaiser Wilhelms des Ersten an die Gräfin Bülow „Endschlafener“ mit d und „verlohren“ mit h geschrieben sah, weil der alte Herr allerdings Größeres und Besseres zu bedenken hatte als die Spitzfindigkeiten unsrer Orthographie, Spitzfindigkeiten, in die wir uns immer wieder verbohren, anstatt endlich einmal gründlich aufzuräumen, Spitzfindigkeiten, die einen albernen Schulschuch womöglich auf den Gedanken bringen können, hier sei er freilich dem alten Kaiser über.

Vielsach wird für unsre Rechtschreibung die Etymologie ins Treffen geführt. Und doch schreibt man Greuel trotz Grauen, Wildbret trotz Braten, die Eltern, aber die ältern Leute, elend, aber das Gelände. Am einfachsten wäre, man setzte für ä überall e und schriebe wie Luther: teglich, were, gense, gewesch, hengen, beume usm.

Von meiner Gesinnung unserm Reformator gegenüber, sagte der Pastor Dlearius, brauche ich vor den Herren wohl nicht erst Zeugnis abzulegen. Trotzdem möchte ich unsre moderne Orthographie für praktischer halten, da sie durch die Buchstaben e und ä auch zwei verschiedene Laute unterscheidet.

Ja, wenn sie das wirklich täte, Herr Pastor! Aber hat nicht in unendlich vielen Fällen e dieselbe lautliche Bedeutung wie ä? Denken Sie an lenken, denken, schlecht und recht, streng und eng! Wie ich mich überzeugt habe, sprechen Sie auch verschiedene Laute in leben und beben, Leder und jeder, entbehren und verzehren, der Regen und sich regen, und doch schreiben Sie nirgends ä.

Es ist bedauerlich, sagte Dlearius, daß uns unsre Orthographie hier im Stiche läßt. Immerhin dürfte es dankbar zu begrüßen sein, daß sie Wörter wie Ehre und Ahre, wehren und wahren scharf auseinanderhält.

Damit hatte er mich ins schönste Fahrwasser gebracht, nichts konnte mein Schiffelein aufhalten:

Wenn wir uns durchweg der Antiqua bedienten, wüßte ich dafür Rat. Ich würde vorschlagen, für das offene o ein e zu setzen, das bei den Phonetikern auch schon diese internationale Geltung hat. Nun brauchen wir auch die entsprechenden großen Buchstaben. In der lateinischen Schreibschrift haben wir schon zwei E, eins mit geschlossener Schlinge, das würde ich für den geschlossenen Laut nehmen, das andre ohne Schlinge für den offenen. Für den Druck könnten wir neben dem geschlossenen E das offene Z verwenden. Also würde man Emil wie bisher drucken, dagegen aber Ernst.

Raum hatte ich meine Schriftproben auf den Rand der Speisefarte gemalt, als man von allen Seiten auf mich losfuhr:

Das ist ja ein Sigma. Uns Himmels willen! Sie haben doch das Gymnasialabiturium gemacht. Haben Sie denn ganz vergessen, daß dieses Zeichen einen s-Laut bedeutet?

Das weiß ich wohl, aber eben nur im griechischen Alphabet. Wer kein Griechisch kann, hält das Ding für eine Art E. Bitte, machen Sie den Versuch! Ich habe ihn mit meiner Schwester und ihrem Töchterchen gemacht. Übrigens sehe ich selbst ein, daß mein Vorschlag eine Utopie ist. Bedingung wäre, daß wir Antiqua statt Fraktur verwendeten.

Darauf können Sie lange warten, bemerkte der Assessor. Bedenken Sie, daß kein Geringerer als Fürst Bismarck ein entschiedener Gegner der Antiqua gewesen ist, und der wird wohl seine guten Gründe dafür gehabt haben.

Ich billige zwar die vorgeschlagene Verwendung des Sigma durchaus nicht, ließ sich Dr. Plomber vernehmen. Dafür ist die klassische Bildung zu fest bei mir

gewurzelt und gegen jede Caries gefeit. (Klassisch gebildet ist der Herr, das merkt man schon beim Eintritt in sein Atelier, über dessen Tür die Inschrift prangt: *Ἐνθα πληροῦνται ἔρκος ὀδόντων*.) Doch meine ich, man kann ein glühender Bismarckverehrer sein und dennoch in manchen Punkten eine andre Ansicht hegen als der einzige Kanzler. Ich bin ein Bismarckwärmer, und als es galt, ihm im Grunewald ein Denkmal zu setzen, hat keiner freudigern Herzens sein Scherflein beigesteuert als ich. Bismarck war bekanntlich ein abgesagter Feind aller Zahnärzte. Diese Meinung teile ich natürlich nicht; ich kann doch nicht den Ast abjagen wollen, auf dem ich selber sitze. Und daß auch andre Leute Bismarcks Meinung nicht teilen, beweist mir meine ausgedehnte Praxis. [Eine gute Praxis muß er haben, denn eine Villa im Grunewald kann sich nicht jeder leisten.] Trotz Bismarck erkennt die leidende Menschheit an, daß wir Zahnärzte nützlich und notwendig sind. Und so mag es schon im grauesten Altertum gewesen sein. Bei mir wenigstens bricht immer energischer die Überzeugung durch, daß Homer vor seiner Erblindung Zahnarzt gewesen ist. Denn nur ein Fachmann wird mit solchem Nachdruck immer wieder auf die Wichtigkeit lückenloser Zahnreihen für das Sprechen hinweisen.

Ich war Herrn Dr. Blomber für seine wenn auch nicht ganz rückhaltlose Unterstützung dankbar und bedauerte bloß im Herzen, meine Zähne augenblicklich in so guter Verfassung zu wissen, daß ich ihm meinen Dank nicht durch die Tat abstatte konnte.

Ich verüble es einem alten Herrn nicht, sagte ich, wenn er der Antiqua wenig sympathisch gegenübersteht, und ich möchte keinem wehe tun. Aber ich kann es nun einmal nicht fassen, daß eine Sprache so unauflöslich mit einer gewissen Schriftgattung verknüpft sein soll. Ich las kürzlich die Schilderung einer Reise durch Griechenland von einem Archäologen, nicht von der Buchholzen. Ab und zu streut der Verfasser ein paar neugriechische Wendungen ein, das gibt mehr Lokalfarbe. Dabei scheut er sich nicht, das Griechische im internationalen, d. h. lateinischen Alphabet wiederzugeben. Die von seinen Lesern, die kein Griechisch können, werden ihm nur dankbar sein, genau so, wie uns die Ausländer dankbar sein würden, wenn — na, Sie wissen schon. Daß unser Sonderalphabet die Schuld trägt, wenn so mancher Brief einer armen deutschen Mutter an den fernem Sohn im Auslande verloren geht, das zeigen die immer wiederkehrenden Warnungen unsrer Postverwaltung. Die Sprache selbst büßt doch durch das internationale Alphabet nichts ein. Unsre bayrischen Biere schmecken uns noch ebenso gut, und unsre Rhein- und Moselweine bleiben, was sie sind, wenn sie auch nach dem internationalen Litermaß verkauft werden. So ist und bleibt es mir ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, daß wir hier dem Beispiele der andern Kulturvölker, der Franzosen, der Engländer folgen, die sich der Fraktur nur noch ab und zu als Zierschrift bedienen. Wieviel Quälerei würden wir unsern kleinen Schulkindern ersparen, die jetzt rasch hintereinander je zwei Alphabete für Druck und Schrift lernen müssen!

Die Erinnerung an so manche bittere Träne meiner kleinen Nichte in Karlsborst machte mich förmlich wütend.

Ach was! rief Dr. Schreyer. Wir haben es fertig gebracht, unsre Väter haben es gelernt und sind nicht gestorben, wenigstens nicht daran. Unsre Schrift ist eine wohlberechtigte deutsche Eigentümlichkeit; sie zu bewahren ist patriotische Pflicht. Spiegelberg, ich kenne dir! Vergebens wickeln Sie sich in den Mantel des Erbarmens mit alten Mütterchen und kleinen Schulkindern, der Pferdefuß Ihrer törichten Ausländerei sieht doch darunter hervor.

Schang!!

Herr Leutnant?

Namen erwecken unwillkürlich Vorstellungen von Gestalt und Ort. Man mache die Probe mit Sepp, Jochen, Ifig! Um nun Irrtümern vorzubeugen, bemerke ich, daß der dienstbeflissen heraneilende Schang kein auf 99 Jahre expachteter Landsmann aus dem fernem Osten ist. Sein Haar, dessen semmelhaftes Blond

nicht dem Taufwasser des Gelben Flusses zuzuschreiben ist, baumelt ihm nicht als langer Zopf herab, sondern sträubt sich in kurzen Borsten nach allen Richtungen. Diese Haartracht schien Schang schon schön, trotz allen Staudungen, die er dafür beim Feldwebel faßte, als er bei den Vierundsechzigern in Prenzlau stand. Dort war er der Leibsklave des Leutnants der Reserve Dr. Schreyer, als dieser gerade sechs Wochen abschraubte. Selbstverständlich ist und bleibt für ihn der Dr. Schreyer nicht der Herr Doktor oder der Herr Oberlehrer, sondern der Herr Leutnant.

Schang, können Sie mir einen Hundertmarkschein wechseln?

Zawoll, Herr Leutnant. Zwanzig, vierzig, sechzig, achtzig, neunzig. Herr Leutnant befehlen doch etwas Silber? 92, 94, 96, 98, 99, 100!

Und ohne blutige Tränen zu vergießen, gab Dr. Schreyer einen in patriotischer Fraktur prangenden Hundertmarkschein um den Judaslohn der mit törichtem Ausländerei beprägten Gold- und Silberstücke hin.

Nachdem das Wechselgeschäft erledigt war, wandte er mir seine volle Breite wieder zu:

Wenn die deutsche Orthographie auch nicht vollkommen ist, so begreife ich den Mut nicht, mit dem Sie es wagen, die französische mit ihr auf eine Stufe zu stellen. Ich habe wiederholt mit Franzosen gesprochen, die Deutsch lernten, die waren ganz entzückt, daß die deutsche Orthographie ihnen verhältnismäßig so wenig Schwierigkeiten bot.

Ich wollte nur darauf hinweisen, daß wir nicht das Recht haben, allzu schwere Steine nach dem Glashause der französischen Orthographie zu werfen, da wir mit unsrer auch nicht gerade in einer Kasematte sitzen. Unter den vielen Schwierigkeiten der französischen Orthographie leide und seufze ich auch, und niemand würde es freudiger begrüßen als ich, wenn die Franzosen einmal Wandel schaffen wollten.

Sperren Sie sich nicht länger und sprechen Sie offen aus: Die französische Orthographie ist, kurz gesagt, unsinnig.

Unsinnig ist sie eigentlich nicht, sondern nur ultrakonservativ und übermäßig pietätvoll in ihrer Erinnerung an die lateinische Herkunft. Man schreibt femme in Anlehnung an femina, aimer wegen amare. Ja, man hat sogar im sechzehnten Jahrhundert unter dem Einfluß der humanistischen Studien manchen Buchstaben irrtümlich eingefügt, damit das Bild der Tochtersprache noch mehr die Züge der ehrwürdigen römischen Mutter trage. Aus doit machte man doigt, um an das lateinische digitus zu erinnern, obwohl das lateinische g schon im französischen i von doit seinen Ausdruck fand. Aus pois machte man poids dem lateinischen pondus zuliebe, obwohl das französische Wort damit gar nichts zu tun hat, sondern von dem lateinischen pensum abzuleiten ist. Abgesehen von solchen irrtümlichen Rückbildungen kann man vom Französischen sagen: die Sprache hat sich im Laufe der Jahrhunderte weiter entwickelt, während die schriftliche Wiedergabe stehen geblieben ist, sodaß Original, d. h. die Sprache, und Bild, d. h. die Schrift, einander immer unähnlicher geworden sind. Ich billige dies keineswegs, nur kann ich meiner Mißbilligung nicht so energisch Ausdruck geben, wie Sie es taten, lieber Kollege. Daran hindert mich schon die Erinnerung an den wackern Professor Ehrhardt, an den ich immer bei der historischen Orthographie des Französischen denken muß. Sein Name mag in der Gelehrtenwelt wenig bekannt geworden sein, um so bekannter aber war er durch mehrere Generationen in dem Städtchen, wo er gewirkt und seine Tage beschlossen hat. Als ich durch die Versetzung meines Vaters auf das Gymnasium in Dingelsberg kam, war der Professor Ehrhardt wegen zunehmender Schwerhörigkeit schon pensioniert. Aber nach wie vor betrachtete er sich als zum Gymnasium gehörig, wo er jeden Aktus und jede öffentliche Prüfung mit der rechten Hand an der Ohrmuschel getreulich abfaß, und regelmäßig bei Beginn und Schluß des Unterrichts konnte man vor dem Schulgebäude sein Vollmonds Gesicht über der ein- und ausziehenden Jugend leuchten sehen. Dem Gesicht entsprach das ganze behäbige Äußere, eine Folge des unbegrenzten Wohlwollens, das aus seinen hellblauen Augen jedermann anstrahlte.

Hier unterbrach mich der Kandidat unsers Kreises. Man stelle sich keinen mit einem Örtelschen Gipsbauche versehenen Herrn vor! In richtiger Selbsterkenntnis verzichtet der Kandidat Anakenbieter darauf, einen Körperteil mit einer weißen Weste zu bedecken, der bei ihm nur als öde Baustelle vorhanden ist. Auch handelt es sich nicht um einen wählenden, sondern um unsern gewählten Kreis, und das, worum sich der Kandidat Anakenbieter seit Jahren erfolglos bewirbt, ist nicht ein Reichstagsitz, sondern eine Oberlehrerstelle. Der Grund seiner Erfolglosigkeit liegt einerseits darin, daß er seine Staatsprüfung sehr mäßig bestanden hat. (Merkwürdig, daß einem die Mäßigkeit so zum Nachteil gereichen kann!) Andererseits waren ihm, als er sich gerade bückte, um die pädagogischen Sporen anzuschallen, seine nichtsnutzigen Bengel über den Kopf gewachsen.

Je ne sais bête au monde pire que l'écolier, tröstet er sich.

Seitdem führt er ein unsichres Privatstundendasein, comme l'oiseau sur la branche, pflegt er zu sagen. An gutem Willen und redlichem Bemühen, eine Stelle zu erlangen, hat es ihm nicht gefehlt, und es dürfte schwer sein, einen Regierungsbezirk zu nennen, wo er nicht schon kandidiert hätte. Aber wenn er bei der Bewerbung um eine Zimmerstelle in einem obskuren Neste vor der aus Bürgermeister, Oberpfarrer und Direktor gebildeten Schulkommission seine Probelektion begann, für die er soviel Stoff auf Lager hatte, daß ein anderer daraus bequem ein Duzend Lektionen zusammengeschnidert hätte, da verging ihm im furchtbaren Bewußtsein der schicksalentscheidenden Stunde Hören und Sehen, die Kniee schlotterten ihm in den glänzend schwarzen Büxen, unter den Blicken der drei Gewaltigen wurde ihm noch übler zumute, als weiland dem Ganymed in den Fängen des Zeusadlers, und das Ergebnis war mit tödlicher Sicherheit eine völlig verhaunene Probelektion. Am nächsten Tage aber sah man unsern Kandidaten, sein Köfferchen an der Hand, von einem unsrer Bahnhöfe seiner Wohnung zusteuern, um die Kenntnis einer preußischen Provinzialstadt reicher, um eine Hoffnung ärmer.

Wenn doch ein Wohltäter der Menschheit ein Wurchtigkeitsserum erfände! Teils für, teils gegen. Dosis B würde ich bei meinen Tertianern vier Wochen vor den Sommerferien und vierzehn Tage vor Weihnachten verwenden. Dosis A wäre unserm Kandidaten einzuspritzen, sobald die obengenannten Krankheitserscheinungen bei ihm aufträten.

Übrigens überwand er seine Niedergeschlagenheit allemal rasch. Fragten wir ihn nach seiner Reise, so antwortete er mehr zeitgemäß als korrekt:

*Infandum, corona, iubes renovare dolorem.*

Aber gerade die Anbringung eines Zitatz wirkte, in Ermanglung eines Eigentumspegasus, befreiend auf sein Gemüt (sic me servavit Apollo!), und gut gelaunt berichtete er seine Erlebnisse, wobei er die Hauptbeteiligten, den durch die ewigen Bakazzen nervös gewordenen Direktor, den geschäftlich kurz angebundenen Bürgermeister, den weniger kurz angebundenen Oberpfarrer, in Tonfall und Geste köstlich darstellte. Denn seine Ehrerbietung vor diesen Herren schwand immer mit dem Quadrat der Entfernung.

So war er freilich nicht von vornherein unter uns gewesen, und nach seinem ersten Auftreten an unserm Tische hatte der Assessor gefragt, wer denn in aller Welt diesen traurigen Mond bei uns abgeladen hätte. Nachdem er aber mit jedem von uns den landesüblichen Scheffel Salz verzehrt hatte, den man bekanntlich braucht, wenn man mit jemand vertraut werden will, taute er auf. Eis zum Schmelzen zu bringen, gibt es eben kein besseres Mittel als Salz, Viehsalz oder attisches, je nach den Umständen. Dann entwickelte er eine so schlagfertige Unterhaltungsgabe, die mit einer unglaublichen Belesenheit in allen möglichen und unmöglichen Schriftstellern verbunden war, daß auch der Assessor den Träger eines  $3\frac{1}{2}$  Zentimeter hohen Stehfragens anzuerkennen geruhte, eine Anerkennung, die der Kandidat sofort in das Zitat übersetzte:

*In faith I am a worthy gentleman,  
Exceedingly well read.*

Sobald jedoch der Chef des Assessors oder irgend ein andres großes Tier eine vorübergehende Gastrolle an unserm Tische gibt, verfällt der Kandidat in seinen ersten Zustand; in seines Nichts durchbohrendem Gefühle klebt er als ein Häufchen Unglück auf seinem Stuhl, scheinbar nur mit dem einen Problem beschäftigt, in welchem Mausloch er seine Person verstecken solle. Könnte er wenigstens mit dem Feigenblatte des Dokortitels seine Kandidatenblöße decken! Wissenschaftliche Untersuchungen hat er genug begonnen, aber nie zur Dissertation vollendet. Auch hört er noch regelmäßig Kollegien und erkundigt sich angelegentlichst bei denen, die eben dem Rigorosum entfliegen sind, nach allen Einzelheiten der mündlichen Prüfung. So holt er sich, gleich einer feuerlosen Lokomotive, am Zentralkessel der Universität immer neuen Dampf, nur daß dieser Dampf nicht antreibend, sondern vielmehr bremsend auf das Schwungrad seines Promotionssehrgelzes einwirkt. Daß er dabei manchen sehnsuchtsvollen Blick nach den gefüllten Fleischtöpfen der ägyptischen Oberlehrer wirft, ist ihm nicht zu verdenken, und aus diesem Gefühl ist der Einwand zu erklären, mit dem er mich unterbrach:

Gewiß gehn gute Gesinnung und Behändigkeit Hand in Hand. Julius Cäsar kannte seine Pappenheimer, wenn er nur wohlbeleibte Männer um sich haben wollte. Aber Sie verwechseln Ursache und Wirkung. A hungry man is an angry man. Der Gesättigte räsoniert nicht. Wohlwollende Gesinnung ist nicht die Mutter, sondern die Tochter der Wohlbeleibtheit!

Ich konnte mich nicht geschlagen geben, zumal da der Pastor Clearius als Sachverständiger mir freundlich zu Hilfe kam:

Die Quellen, die so munter fließen, rühren sie von den droben schwebenden Wolken her, oder bei dem wunderbaren Kreislauf, den das Wasser nach des Schöpfers Gebot nimmer ruhend noch rastend durchmacht, kommen die Wolken von den Quellen her? Wer will es entscheiden?

Der Assessor schloß sich ihm an:

Als ich letztes mal bei Herrn von Rodkiewsky auf Schlemmerow zur Hühnerjagd war, führte uns unser lebenswürdigar Gastgeber auf dem Gute umher und zeigte uns stolz seine Muster Schweineställe. Ein Glück für Sie, meinte einer der Herren, daß der Kladderadatsch das nicht sieht. Der würde sofort einen schnöderigen Vergleich mit Arbeiterkaten und Schulhäufern aufstellen. — Ich weiß, was ich tue, sagte der erfahrene Züchter. Meine Herren, wenn Sie auf dem Gebiete der Schweinezucht Erfolge erreichen wollen, so suchen Sie sich Tiere mit heiterm Temperament aus, und sorgen Sie durch eine behagliche Stallung dafür, daß ihnen dieses Temperament erhalten bleibt. Sie können dann die halbe Mast sparen.

Wenn die Wohlbeleibtheit des Professors Ehrhardt, sagte ich, nicht aus seinem sonnigen Gemüt entsprungen ist, so weiß ich nicht, wo sie sonst herrühren sollte. Vom Schlemmen gewiß nicht. Er lebte sehr einfach. Abends z. B. begnügte er sich mit einer Butterstulle und ein paar Äpfeln. Bloß wenn er auf seinen Spätnachmittagspaziergängen etwa einen von uns aufgabelte, wie den Stenglin, den hochaufgeschossenen Pastorsohn mit den sieben Orgelpfeiferschwestern, der beim Schneidemeister Schmächting wohnte, wenn der Professor mit einem solchen im nächsten Dorfwirtshaus einkehrte, da bestellte er wohl eine doppelte Schinkenportion oder sonst was Gutes, aß aber selbst das wenigste davon, sondern weidete sich schmunzelnd an der staunenswerten Eplust seines Begleiters.

Jugend zu sehen war ihm Lebensbedürfnis. So war er denn im Sommer ständig da zu treffen, wo es unsre liebe Jugend am tollsten trieb, in unserm Flußbade. Einmal stand der kleine Wimmer angeheilt auf dem Sprungbrett, ein zaghaftes Kerlchen, vor dem furchtbaren Wagnis des ersten Kopfsprungs zurückbeugend. Der Professor, der die Fortschritte jedes Schwimmers eifrigst zu verfolgen pflegte, stand natürlich Mut einprechend dabei, seine stattliche Dose in der Hand, aus der er sich eben in Gemeinschaft mit dem Schwimmmeister gelabt hatte.

Na frisch, Wimmerchen! Keine Müdigkeit vorgeschützt! Zeig, daß du ein

tüchtiger Junge bist! Hände flach über dem Kopf zusammen und dann einfach sich vornüber fallen lassen. Siehst du, so!

O weh! Über der lebhaften Bewegung des dicken Herrn entglitt die Dose seiner Hand und flog in weitem Bogen in den Fluß. Die durste natürlich nicht verloren gehn. Plump — plump — plump schoß, wie die Frösche vor dem Hasen der Fabel, ein halbes Duzend unsrer besten Schwimmer ins Wasser, wo sich ein wütender Taucherkampfkampf entspann. Ich war der glückliche, der, triefend und strahlend zugleich, wie die Landschaft nach einem Gewitterregen, dem Professor das teure Erbstück überreichen konnte. Seit der Zeit hatte er mich ganz besonders ins Herz geschlossen, und dank ihm steht mir kein Abschnitt meiner Gymnasialstudien in schönerer Erinnerung als der letzte Winter, wo ich infolge eines Weinbruchs monatelang schwänzen mußte. Es war auf der Schlittschuhbahn geschehn. Der Professor natürlich auch dabei. Nachdem er meine Wegschaffung angeordnet hatte, rannte er schweißtriefend voraus, um meine gute Mutter auf den Schrecken vorzubereiten. Von nun an fand er sich jeden Tag bei mir ein. Erst, als das Wein noch muckerte, erzählte er mir allerhand lustige Vorkommnisse aus der alten Schulzeit, auch weichte er mich in die Geheimnisse des Schachspiels ein. Dann nahm er das laufende Pensum der Oberprima mit mir durch und las voll ansteckender Begeisterung die Schriftsteller mit mir, wobei er mir das langweilige Lexikonwälzen ersparte und mich die neuen Ausdrücke mit ebensoviel Geschick wie Geduld finden ließ. So hatte ich es ihm ganz besonders zu danken, wenn ich bei der Reifeprüfung eine unerwartet gute Nummer ergatterte.

Bei diesen gemeinschaftlichen Studien kommt, hoffe ich, endlich das Französische mit seiner historischen Orthographie daran? fragte Dr. Schreyer. Auf alle Fälle stärkte ich meine Geduld mit Siedenstoff.

Auch der Kandidat mahnte: Brevity is the soul of wit.

Natürlich nahm der gute Professor auch etwas Französisch mit mir durch. Aber viel brauchte es nicht zu sein. Denn unser Franzose stellte keine übermäßigen Anforderungen und war froh, wenn wenigstens der bei der Sache war, den er gerade vornahm. Der Direktor selbst ging von der Ansicht aus, daß die Stunden in den Hauptfächern der strammen Arbeit, die in den Nebenfächern mehr der Erholung der Schüler zu dienen hätten. Bei uns wurden allerdings die französischen Stunden weniger zur Erholung als zur Vorbereitung für andre Stunden benutzt, worüber der Lehrer ein und dreiviertel Augen zudrückte. Er war natürlich keine neuphilologische Prometheusnatur — sogenannte Neuphilologen gab es damals überhaupt kaum, und in unserm von keinem Normaletat und Wohnungsgeld berührten Landstädtchen erst recht nicht —, sondern gehörte ursprünglich einer andern Fakultät an. Da er aber auf seinem eigensten Gebiete dauernd „unterrichtlichen Schliff buk,“ hatte der Direktor, anstatt ihn völlig kalt zu stellen, von seiner tabellos deboten Gesinnung gerührt und mit Rücksicht auf seine starke Familie ihm den französischen Unterricht übertragen, wobei er ja weiter keinen Schaden anrichten konnte, und der Herr war seitdem bemüht . . .

(Kandidat: Der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe.)

. . . zunächst sich selbst in die Geheimnisse der französischen Grammatik einzuführen, und zwar mit so gutem Erfolg, daß er seinen Schülern nicht bloß um eine, sondern um ganze zwei Plüglektionen voraus war. Es ging eine dunkle Sage, er habe einmal einem Schüler, der agneau wie anjo aussprach, angno verbessert.

(Kandidat: For Frensch of Parys was to him unknowe.)

Diese klassische Aussprache war von den Schülern . . .

(Kandidat, Ingrimig: Mit wenig Witz und viel Behagen.)

. . . in dem Spitznamen Kongnal auf ewige Zeiten festgenagelt worden.

Als ich nach wohlbestandner Prüfung, über deren Ausgang sich meine eignen Eltern nicht lebhafter freuen konnten als der Professor Ehrhardt, diesem einen langdauernden Abschiedsbesuch machte und ihm stolz mein Mulusbild überreichte, wagte ich es, den freundlichen alten Herrn um eine Gegengabe zu bitten.

Ein Bild von mir! rief er. Du lieber Himmel, da wird schwerlich was da sein. Ich will aber mal nachsehen.

Er kramte lange in seinem Schreibtische, bis sein Suchen mit Erfolg gekrönt wurde.

Hier! Ich bin nämlich gar kein Freund vom Photographieren. Das kommt bei mir gleich nach dem Zahnausziehen. Also, stoßen Sie sich nicht daran, wenn mein Konterfei nicht ganz neu ist! Mir ist es besonders lieb und wert, weil es dem letzten Bilde, das ich von meinem seligen Vater habe, sehr ähnlich ist. Na, leben Sie wohl, und der liebe Gott behüte Sie! Einen schönen Gruß an die Eltern!

Nein, ganz neu war das Bild freilich nicht. Es mochte vielmehr aus der Zeit stammen, wo der Professor als frischbackner Hilfslehrer auf Freiersfüßen einherging, die ihn vor lauter Erwägungen der künftigen Haushaltbilanz nicht zum ersehnten Ziele führten. Denn das Bild wies einen leidlich schlanken Herrn auf, dem noch Haare lieblich flatterten da, wo beim leibhaftigen Professor die übergreifende Denkerstirn in einer bescheidenen Sardellensemmel verlief, und wenn ich Ihnen mit Hilfe des Bildes eine Vorstellung von meinem Professor geben wollte, so müßte ich bei jedem Zug und jedem Härchen eine Erklärung geben: Das müssen Sie sich so und so denken — genau so, wie man bei der historischen Orthographie die Aussprache noch besonders lehren muß: Hier wird zwar Streichholz geschrieben, aber Kirchturm ausgesprochen. Würde es nicht rascher zum Ziele führen, gleich Kirchturm zu schreiben?

Ob ich mich daran stieß? Nun, lieber wäre es mir allerdings gewesen, ich hätte ein Bild bekommen, das den alten Herrn so darstellte, wie er mir im Leben nahe gestanden hatte. Leider hatte sich aber mein Professor nicht dazu entschlossen, einmal wieder zum Photographen zu gehn, wie sich die Anhänger der historischen Orthographie nicht zu dem Entschluß aufraffen können, Sprache und Schrift in Einklang zu bringen. Von den Franzosen wundert mich das eigentlich am allermeisten, da sie ja sonst Neuerungen keineswegs abgeneigt sind.

Das sind sie allerdings nicht, sagte der Professor. Politisch lauter Zappel-männer. Aller paar Monate ein neues Ministerium, wie früher aller paar Monate eine neue Verfassung. Bei dieser Unbeständigkeit ist es kein Wunder, wenn von den Früchten der sogenannten großen Revolution so gut wie keine übrig geblieben ist.

Der Kandidat nahm sich der Franzosen an: Von diesen Früchten, die sich erhalten haben, möchte ich an eine erinnern, die nicht nur die Franzosen, sondern auch viele andre Völker, darunter wir Deutschen, froh genießen, ohne daß wir uns freilich immer recht bewußt werden, auf welchem Baume sie gewachsen ist. Ich meine das metrische Maß und Gewicht.

Ich gebe zu, sagte Olearius, daß dieses System eine große Erleichterung für Handel und Verkehr bedeutet. Aber, meine Herren, Sie müssen doch Ihrerseits eingestehn, daß bei unsern Altvordern, die nach Fuß und Elle, nach Lot und Quentchen rechneten, mehr Biederkeit, mehr Treue und Glauben in Handel und Wandel herrschten . . .

(Kandidat: Laudator temporis acti!)

. . . als in unsrer Zeit der bequemen Verkehrsmittel und des vereinfachten Maßes und Gewichtes, aber auch der Ramschgeschäfte, der Banktrache, der schönsten Gewinnucht und der krassesten Rücksichtslosigkeit gegen den Nebenmenschen. So begreife ich es vollkommen, wenn ein Volk, das an der Väter schlichten Sitten mit frommer Einfalt hängt, ein Volk, dem es nicht Lebensregel ist: Selber essen macht fett, ein Volk, dem erbarmungsloses Zertreten des schwachen Konkurrenten noch nicht oberster Geschäftsgrundsatz ist, ein Volk, dem es nicht das Höchste ist, das goldne Kalb anbietend zu umtanzen, wenn, sage ich, ein solches Volk Bedenken trägt, ein Maß- und Gewichtssystem bei sich einzuführen, das von den Pariser Götzendienern der Vernunft erfunden worden ist!

Nlearius verließ uns einen Augenblick, um an einem benachbarten Tisch einen Bekannten liebevoll zu begrüßen.

Sehr schön gesagt, meinte der Assessor; ließe sich mit geringen Änderungen für eine ländliche Wahlrede verwerten. Sagen Sie mal, Herr Knakenbieter, da Sie nun einmal überall Bescheid wissen, hatte er ein bestimmtes Volk im Sinne, oder war es bloß Stilblüte?

Ach Gott, ich weiß es auch nicht recht. Vielleicht die Engländer oder die Amerikaner. Die wollen wenigstens vom Meter-System nichts wissen.

Historischer Sinn ist eine schöne Sache, sagte ich, und mir tut es immer in der Seele weh, wenn ich ein altes eigentümliches Haus, einen alten schattigen Garten dem Moloch der Straßenerweiterung oder der Geradelegung geopfert sehe. Manchmal habe ich gewünscht, daß man die alten Bäume eines solchen Gartens in lauter Knüppel zersägte, um sie an den geistigen Vätern des Plans zu zerprügeln. Wir Deutschen haben im allgemeinen viel historischen Sinn. Wir haben ruhig die alten slawischen Ortsnamen bestehen lassen, obwohl die Gegenden längst rein deutsch geworden sind. Wir sind empört über die Magyaren, die durch Beseitigung alter deutscher Ortsnamen einen Nationalstaat zu schaffen glauben, wie wenn einer durch Herausreißen von Blättern aus einem Geschichtsbuch die Tatsachen selbst aus der Welt schaffen wollte. Aber man soll auch nicht zu weit gehn. Es ist mir unbegreiflich, daß man in Erinnerung an die Rheinbundzeit auf deutschen Münzen immer nach Großherzog mit einfachem s prägen kann. Und wie mit dieser Schreibung geht es mir mit jeder, die ängstlich an die Vergangenheit anknüpft und die lebendige Gegenwart totschweigen möchte.

Der Kandidat mußte seinem zitatenvollen Herzen wieder Luft machen:

Es erben sich Gesetz und Rechte  
Wie eine ew'ge Krankheit fort.  
Vernunft wird Unfinn, Wohlthat Plage;  
Weh dir, daß du ein Enkel bist!

Enkel habe ich zwar nicht, sagte ich, aber eine allerliebste kleine Nichte, und wenn ich das arme Kind vor dem amtlichen Regel- und Wörterverzeichnis sitzen sehe, da muß ich immer fragen . . .

Kandidat: Was hat man dir, du armes Kind, getan?

. . . da muß ich immer fragen: Warum schreiben wir nicht einfach und natürlich Kronik, Nazion, Rabarber, Triumph, Tron usw.?

Wie Sie etwas so Unwissenschaftliches empfehlen können, ranzte mich Dr. Schreyer an, ist mir schleierhaft. Ich bin sprachlos!

Gestatten Sie, verehrtester Freund, nahm Nlearius das Wort, daß auch ich, und zwar im Namen der Kirche, ebenso höflich wie bestimmt gegen Ihren Vorschlag Verwahrung einlege. Denn, konsequent durchgeführt, würde er viele Namen und Ausdrücke treffen, die uns in der altertümlichen Schreibung teuer und ehrenwürdig sind. Jede Änderung auf diesem Gebiete würde das Gefühl unzähliger gläubiger Christen auf das tiefste verletzen und könnte solchen Anstoß erregen, daß die Folgen für unsre Kirche unabsehbar sein würden, falls diese zu solchen — gelinde gesagt — kühnen Neuerungen irgendwie die Hand bieten wollte.

Hier hätte ich gern eingewandt, daß der Herr Pastor ja selbst Kreuz schreibt, trotz der Herkunft von crux, und daß die Welt nicht aus den Angeln gegangen ist, daß es weder Pech noch Schwefel geregnet hat, als unsre Vorfahren vom Creutz zum Kreuz übergangen. Ich hätte auch gern an die Spanier und an die Italiener erinnert, die Cristo, eucaristia, teologia usw. schreiben und doch auch gläubige Christen sein wollen. Ich hätte gern auf das Oberhaupt der katholischen Kirche hingewiesen, der Kirche, deren Macht mit in dem treuen Bewahren alter Formen beruht, auf den Papst, der, wenn er sich seiner Muttersprache bedient, die scharf mit der Vergangenheit brechende und nur das Recht des Lebenden anerkennende italienische Orthographie anwendet. (Wenn sich unser

Kaiser, der kühn in neue Bahnen einzulenken liebt, wie verlautet, in den Immediatberichten unsre neue Orthographie verbeten hat, so sehe ich den Grund nicht darin, daß sie einige Neuerungen bringt, sondern daß sie darin viel zu zahm ist. Er soll ja selbst unsre bisherige Orthographie verspottet haben, die den Müller mit h, den Maler ohne h malen läßt, während sie nichts dagegen hat, wenn einer, vor Gericht geladen, sich schwer geladen einfindet. Bloß der hohe Gerichtshof schreitet hier wegen Ungebühr ein.)

Gern hätte ich die obengenannten Einwände dem Pastor Clearius gemacht, wenn — ja wenn sie mir gerade eingefallen wären. Das ist eben das Ärgerliche, wenn man es mit einem redegewandten Gegner zu tun hat, daß einem die besten Gründe erst in dem Augenblick einfallen, wo man im Bette die vorletzte Viertel-drehung macht, um das Licht auszupusten. Dann hat man noch den zweiten Ärger, daß man im liebevollen Ausmalen der unfehlbaren Niederlage des Gegners natürlich den Anschluß im Einschlafen verpaßt. Kurz, ich war nahe daran, in dem unheimlich glatt dahinfließenden Redestrom des Clearius hilflos unterzugehen, wenn mir nicht der wackre Krischan einen rettenden Strohalm zugeworfen hätte.

Sie haben doch Neuter gelesen, Herr Pastor? Da wird Ihnen die niederdeutsche Namensform Krischan für Christian öfters begegnet sein.

Krischan! rief der Assessor, das ist ja der bößige Kutscher von dem bößigen Küßler, der Käär! der den Wagen umschmiß! Na, so einen mögen Sie meinetwegen Krischan nennen. Aber ein anständiger Mensch kann sich nur Christian schreiben. Stellen Sie sich einen hohen Herrn, einen Prinzen mit Namen Krischan vor! Einfach lächerlich! Sehen Sie die Norweger an, ein richtiges Bauernvolk. Sind ja einige tüchtige Leute darunter, zum Beispiel der André.

Erlauben Sie mal, sagte der Kandidat, André war doch ein Schwede.

Ah Gott, ich meinte ja Hansen. Übrigens, Schwede oder Norweger, das ist unter Kameraden ganz egal.

Unter diesen Kameraden nicht so ganz. Wenn Sie einen überzeugten Leser des Bayerischen Vaterlands als Preußen begrüßen wollten, oder einen Vollblutmagyar als Österreicher, so würden Sie ungefähr dieselbe Gegenliebe ernten, wie mit Ihrer Anschauung bei den Schweden und den Norwegern.

(Schluß folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Reichsptegel

Von auswärtiger Politik ist seit langem nicht mehr so viel die Rede gewesen wie seit dem Bekanntwerden der englisch-französischen Konvention und der Reise des Herrn Loubet nach Rom. Und doch stand diese Reise fest, noch bevor das italienische Königspaar in Paris erschien. Mit diesem Besuch in der französischen Hauptstadt war auch seine Erwiderung außer Zweifel. Als sie schließlich zur Ausführung kam, inmitten einer unstreitig gespannten Weltlage, erhielt dieser Gegenbesuch seine eigentliche Bedeutung durch den Wegfall einer Begrüßung des Papstes und durch die diplomatischen Vorgänge, die sich daran anknüpften. Zumal nach der feierlichen Auffahrt des deutschen Kaisers im Vatikan, ein Jahr vorher, beansprucht dieses Verhalten eines katholischen Oberhauptes eines katholischen Staates, der sich jahrhundertlang des Titels der ältesten Tochter der Kirche gerühmt und bis in die jüngste Zeit hinein den Schutz der Katholiken im nahen und im fernen Orient als sein traditionelles Recht vertreten hat, unverkennbar eine geschichtliche Bedeutung. Die antiklerikale Politik des französischen Kabinetts hatte eine solche Begrüßung unmöglich gemacht. Der Papst hätte Herrn Loubet kaum anders als mit Vor-